

Benno Haunhorst

Linke Politik aus dem Glauben

Walter Dirks und die Frankfurter Hefte

Walter Dirks war ein Jahrhundertmann. Am 8. Januar 1901 in Dortmund-Hörde geboren, am 30. Mai 1991 in Wittnau bei Freiburg gestorben. Als Zeitzeuge war er an den Aufbrüchen und Abbrüchen des 20. Jahrhunderts beteiligt. Mehr als helllichtiger Kommentator denn als wirkmächtiger Täter, aber immer als ein Linker. Bis zum Verbot durch die Nationalsozialisten leitete er das Feuilleton der dem linken Flügel des Zentrums nahestehenden Rhein-Mainischen Volkszeitung, in der Bundesrepublik gab er ab April 1946 zusammen mit Eugen Kogon die Frankfurter Hefte heraus. Er war stets den Reformkräften verbunden. *War ich ein linker Spinner?* – diese Frage erhob Walter Dirks 1983 zum Titel eines Buches, in dem er seine »republikanischen Texte« aus fünf Jahrzehnten publizierte. Einer kritischen Selbstreflexion seiner Position hat sich Walter Dirks immer wieder aufs Neue unterzogen. Dabei verweigerte er sich einer starren Definition dessen, was links sei. Kirchlich war er selbst durchaus konventionell eingestellt. Er schloss sich keiner Basisgemeinde an, sondern fühlte sich im Kirchenchor seiner Dorfgemeinde am wohlsten. Seine Kirchenkritik richtete sich nicht in den binnenkirchlichen Raum, sondern gegen soziale Blindheit und politische Einseitigkeit. Kirchenreform interessierte Walter Dirks nur, soweit sie für eine Revision des politischen Verständnisses vom Christsein notwendig wurde.

Diese Haltung hat sicherlich mit den Menschen zu tun, die er als seine Lehrer bezeichnete. Von denen war nur einer binnenkirchlich orientiert: der katholische Priester und Theologe Romano Guardini. An dessen jugendbewegt-liturgischen Aufbrüchen nahm Walter Dirks in den frühen 20er Jahren Anteil. Von Guardini lernte er, dass sich auch Katholiken als freie Subjekte begreifen dürfen. Die anderen drei prägten sein politisches Bewusstsein und halfen ihm, seine politische Theologie zu entwickeln. An erster Stelle nennt Walter Dirks seine Mutter, eine Sozialarbeiterin in den Arbeitervierteln. Es gibt kein Privateigentum, hörte er von ihr, wenn die Entscheidungen eines Unternehmers 100 Familien betreffen. Von Ernst Michel, dem Frankfurter Soziologen und katholischen Publizisten, lernte er eine neue Zuordnung von Kirche und Welt, die Kritik an der katholischen Soziallehre, die Entdeckung der eigenständigen Aufgabe des kirchlichen Laien und die Formulierung einer »Politik aus dem Glauben«. Der Moralthologe und Philosoph Theodor Steinbüchel half ihm den ethischen Kern des Marxismus und den Sozialismus als sittliche Idee zu erkennen.

Was also ist links? Walter Dirks hütete sich vor einer eindeutigen Definition. Allerdings lassen sich in seinen Äußerungen wiederkehrende Motive entdecken. Links ist eine bestimmte Haltung. Zu der gehört: das kritische Hinterfragen des Bestehenden im Sinne einer Aufklärung, die auch nach den gesellschaftlichen Bedingungen fragt, also eine Ideologiekritik, die weder Romantik noch Dogmatik zulässt; die Ausrichtung auf die verändernde Tat, auf das »notwendige« Handeln; und die optimistische und zugleich realistische Bindung an die Zukunft, an das, was gesellschaftlich sein soll, an den Sozialismus.

Diese linke Haltung basiert auf einigen leitenden Prinzipien. Zu ihnen zählen die Freiheit und Gerechtigkeit für alle, jederzeit und überall, die Solidarität im internationalen Kontext und die Wahrnehmung der Not der Anderen.

Es dürfte kein Zufall sein, dass Walter Dirks seine letzte größere Publikation *Die Samariter und der Mann aus Samaria: vom Umgang mit der Barmherzigkeit* (Freiburg 1985) genannt hat. Er begann dieses Buch nach seinem 80. Geburtstag zu schreiben. Das Gleichnis habe ihn Zeit seines Lebens beschäftigt und stärker als jeder andere biblische Text zur Auseinandersetzung gezwungen, schrieb er. Die entscheidende Interpretation erfuhr er bereits Mitte der 20er Jahre bei Ernst Michel: »Ich muss mich zunächst (...) als den Nächsten des Notleidenden erkennen und erst dadurch, dass ich diese Selbstdefinition erfahre, wird der Notleidende mein Nächster.« Das Eigentliche der christlichen Existenz erweist sich für Dirks in drei Dimensionen: Der Christ glaubt an den barmherzigen Gott, er begreift die Not des Nächsten als seine Herausforderung und er vertraut darauf, dass das Reich Gottes bereits in unserer weltlichen Geschichte gegenwärtig ist. Die Bedeutung dieser dritten – der eschatologischen – Dimension für Walter Dirks ist bislang zu wenig beachtet worden.

Marxismus in christlicher Sicht

Zu seiner Zeit wurde Walter Dirks von den Theologen nicht verstanden, weil er als Subjekt des Handelns stets die Christen, nicht aber die Kirche angesprochen hat und weil sein eschatologischer Ansatz den formierten Katholizismus hinter sich ließ.

Neben die Entdeckung der eschatologischen Dimension des Glaubens gesellte sich zum geistigen Fundament Walter Dirks' die marxsche Analyse der proletarischen Existenz. Ich möchte auf einige Gedanken aufmerksam machen, die Dirks im Jahre 1947 in den Frankfurter Heften unter der Überschrift »Marxismus in christlicher Sicht« formulierte. Die Leistung von Karl Marx sah er in der Überwindung des bürgerlich-idealistischen Denkens durch das »radikale Denken von der Existenz des ausgebeuteten Ausgesetzten aus«. Die Entäußerung in der Gleichsetzung mit den Notleidenden Nächsten bildete für Walter Dirks den Konvergenzpunkt von Christentum und Marxismus. Das, was wir später von der neuen politischen Theologie und der Befreiungstheologie hören – die Kritik am bürgerlichen Christentum, das Bemühen um eine nachidealistische Theologie und die Option für die Armen – finden wir bereits bei Dirks vorgedacht in seiner Polarisierung von bürgerlicher und proletarischer Existenz: Die proletarische Existenz sei dem christlichen Verständnis vom Menschen in dieser Welt viel näher. Sie enthülle die geschöpfliche Natur des Menschen – begrenzt, ausgesetzt und ohne Bleibe auf der Erde – und lasse Hilfe und Heil in der solidarischen Gemeinschaft entdecken. »Könnte es nicht so sein, dass gerade die Existenz des Geschwächten die exemplarische Existenz ist?«, fragte Walter Dirks, um zu antworten: »Sie ist es in einem handfesten wörtlichen Sinn zweifellos; man braucht nur die Augen aufzumachen, um das zu erkennen. Schon deshalb muss es fruchtbar sein, die Welt von ihrem Standort aus neu zu sehen. Aber sie ist es auch in einem tieferen Sinn, in einem geschichtlichen Sinn. Die Proletarität ist kein Betriebsunfall am Rand, kein bedauerliches Versehen, kein Versagen einer an sich intakten Ordnung am schwächsten Punkt. Der Proletarier ist nicht ein Ausnahmefall, sondern der Normalfall Mensch«. In der Auseinandersetzung mit Karl Marx lernen Christen die Seligpreisungen der Bergpredigt und das Gebot zur Barmherzigkeit in einem jesuanischen Sinn zu erden. Daraus entwickelte Dirks seine linke Position und seine Option für den Sozialismus.

Will man das Verhältnis von Politik und Glauben bestimmen, so lassen sich auch heute noch vier Modelle voneinander unterscheiden:

Erstens: Die »katholische Politik«. Zum katholischen Glaubensbestand gehören vermeintlich feste politische Vorstellungen, z. B. zur Eigentumsordnung, zu Ehe und Familie, zur Staatsform. Garant dieser Politik ist die Autorität der Kirche, die Akteure

handeln im kirchlichen Auftrag. Das Modell einer »katholischen Politik« hat Walter Dirks stets strikt abgelehnt, weil für ihn allein der gläubige Laie ein politisches Subjekt ist und nicht die Kirche.

Zweitens: Die »autonome Politik«. Glaube und Politik sind voneinander getrennt. Sie sind zwei verschiedene Akte einer Person: der eine privat, der andere öffentlich. Viele christliche Politiker denken heute so. Für Dirks war dieses Modell absurd, denn die christliche Existenz ist immer eine politische, eine Trennung zwischen Sonntags- und Werktagsexistenz gibt es nicht.

Drittens: Das Modell der katholischen Soziallehre. Glaube und Politik sind zwar autonome Bereiche, aber zwischen ihnen vermitteln die aus einem christlichen Menschenbild hergeleiteten ethischen Prinzipien der katholischen Soziallehre. Ich werde gleich noch auf die Kritik von Walter Dirks an diesem heute noch weit verbreiteten Modell eingehen.

Viertens: Das Modell einer »Politik aus dem Glauben«. Das Glaubensbekenntnis wird explizit mit einer die Gesellschaft verändernden Praxis verbunden, in der sich Christen als Christen außerhalb des kirchlichen Raumes mit politisch Gleichgesinnten engagieren. Dies ist der für Walter Dirks allein mögliche christliche Ansatz.

Dirks lehnte es ab, eine Logik der Glaubenslehre und eine Logik der Soziallehre voneinander zu unterscheiden. Die klassische katholische Sozialethik sei statisch angelegt, sie entwickle kein Gespür für die geschichtliche Dimension des wirklichen politischen Handelns in Staat und Gesellschaft. Politik heiße aber Kampf um Macht und bedeute auch das Risiko einzugehen, zu unterliegen. Wer diese politische Wirklichkeit nicht anerkenne, sondern im Abstrakten verbleibe, der stehe in der Gefahr, das Rüstzeug für eine ideologisch verengte Wahrnehmung der Realität zu liefern. Ziel einer »christlichen« Politik sei die Verwirklichung der »sozialen Demokratie«, die sich in solidarischen und genossenschaftlichen Ordnungen realisiere.

Walter Dirks' parteipolitische Vision war die einer Labour-Partei, einer Koalition aus Sozialdemokraten, katholischen Arbeitern und politisch wachen Christen. Dreimal, so hat er es im Alter analysiert, scheiterte er mit diesem Ideal: Am Ende der 20er Jahre, am Ende der 40er Jahre und zu Beginn der 70er Jahre. Dirks gestand sich seine politische Erfolglosigkeit durchaus ein, zitierte dann aber den Satz von Martin Buber »Erfolg ist kein Name Gottes« (Frankfurter Hefte 6/1951) und rief die Aufgabe linker Kritik in Erinnerung: »Die Linken gehen (...) davon aus, wie die Welt sein soll. Nur darf man ihnen nicht ohne weiteres unterstellen, sie unterschlugen erstens die Realität, wie sie ist, und sie wollten zweitens gleich das Ganze und endgültig in Ordnung bringen, als schlechte Utopisten des Paradieses auf Erden.« Die Linken setzen auf »Visionen, entwickelt aus dem Status quo unter Abzug des Unerträglichen und unter Hinzufügung des Notwendigen.« (*War ich ein linker Spinner?*).

Die Bezeichnung »Linkskatholizismus« stammt nicht von Walter Dirks; er sprach vom »offenen« oder »anderen« Katholizismus oder auch von den »Partisanen« – was ich für ein interessantes Bild halte (der Begriff stammt übrigens von Carl Schmitt!). Vor 50 Jahren charakterisierte Dirks den »anderen« Katholizismus so: »Alles in allem ein nicht organisierter und nicht organisierbarer und nur zum Teil zusammenhängender Komplex von Leserschaften, Freundeskreisen, informellen und formellen Gruppen.« Es verwundert, wie selten in den letzten 20 Jahren in kritischen katholischen Kreisen auf Walter Dirks Bezug genommen worden ist. Die Tradition eines linken Katholizismus scheint mir zu sein, dass er anders als sein konservatives Gegenüber nicht tradierbar

Tradition der Nicht-Tradierbarkeit

ist. Er zerfällt in Gruppierungen und Initiativen, deren Verfallsdatum oft bereits nach wenigen Jahren erreicht ist. Ich habe dafür fünf Erklärungen:

Erstens: Viele Aktivisten sind müde geworden und haben sich zurückgezogen – das ist verständlich –, andere sind ganz ausgezogen – und das war zu Dirks' Zeiten noch eher ungewöhnlich. Aber heute muss man nicht mehr unbedingt gegen anhaltende Widerstände aufbegehren, man biegt einfach ab und wählt einen anderen Weg.

Zweitens: Es fehlt die genau bestimmbare Gegenfront. Natürlich gibt es ihn noch, den betonierten CDU-Katholizismus, aber selbst der ist auf Kirchenreform, Eine-Welt- und Ökologithemen ansprechbar.

Drittens: Die katholische Welt hat sich insgesamt gewandelt. In allen Kirchenleitungen trifft man heute auf Personen, die mit den Themen der »Kirche von unten« aufgewachsen sind. Lassen sich überhaupt noch Pfarrer finden, die einem Vertreter der Initiative »Homosexuelle und Kirche« oder einer Repräsentantin der »Christen für den Sozialismus« die Kommunion verweigern? Ich glaube es kaum; und wenn, dann wird der Pfarrer der Nachbargemeinde anders handeln. Offener und differenzierter präsentieren sich heute die Katholikentage und auch das Zentralkomitee der deutschen Katholiken.

Viertens: Der gesamtgesellschaftliche Rahmen hat sich verändert. Die meisten Menschen sind pragmatisch, d.h. sie handeln in dem vorgegebenen Rahmen, zeigen aber keinen Willen mehr, den Rahmen selbst zu verändern. Leidenschaftslosigkeit – im wahrsten Sinne des Wortes – gebiert Anpassungsbereitschaft und Utopieverlust.

Fünftens: Mir scheint es so zu sein, dass sich für viele kritische Katholiken das Blickfeld verengt hat auf den binnenkirchlichen Raum. Häufig reden Insider mit oder gegen Insider über Insiderprobleme. Zuviel Befindlichkeitsprosa ohne gesellschaftliche Rückbindung. Es fehlt die politisch-theologische Konzeption im Gehalt und die brüderliche Zurechtweisung in der Form. Der Nestor der politischen Theologie, Johann Baptist Metz, hat bereits vor Jahren die Gruppen des alternativen Katholizismus davor gewarnt, sich nicht »in autoritäts- und papstfixierter Kirchenkritik« zu erschöpfen. Vieles davon ist bloß liberal, nicht aber links und fromm.

Links sein heißt – im Sinne von Walter Dirks – politisch zu denken und zu handeln. Jede Form von Fundamentalopposition ist politisch irrelevant. Theoretisch wie praktisch steht die Linke immer vor der Frage: Wie kann man eine alternative Option vertreten in diesem System ohne sich zugleich durch einen bürgerlichen Pluralismus neutralisieren zu lassen? Der Ort des »anderen Katholizismus« ist stets die Diaspora.

Ich möchte Walter Dirks' Perspektive für eine linke Politik aus dem Glauben so zusammenfassen: Aus ihrem Gottesgedächtnis heraus bringen Christen die Erinnerung an das Unabgegoldene auf jeder geschichtlich erreichten Stufe ein und halten das Bewusstsein wach für das Unabstimmbare: Die Würde des Menschen, den Sinn des Lebens, die Verantwortung für Gerechtigkeit.

Christen denken und urteilen von unten, von den Benachteiligten und Ausgegrenzten her. Im Bereich des Politischen können Christen Mut und Hoffnung stiften, auch weil sie in kritischer Zeitgenossenschaft zum Dialog und zur Kooperation mit anderen gesellschaftlichen Kräften bereit sind. Vor allem aber, weil sie in der Erwartung des Messias leben.



Benno Haunhorst

ist Oberstudiendirektor und Leiter des Bischöflichen Gymnasiums Josephinum in Hildesheim.